

„Ich will diese fleischfarbene Reparaturspur nicht“

Pastor Hentschel erklärt, warum die Gedenkstätte für
Nazi-Opfer vor dem Stadthaus zynisch und falsch ist



**Haltung, bitte! Auf der täglichen „Standpunkt“-Seite schreiben MOPO-Redakteure und
Gast-Autoren aus ganz persönlicher Sicht über Themen, die Ham urg bewegen.
Darüber darf gern diskutiert werden! standpunkt@mopo.de**

Ja, auch ich war beeindruckt von STIGMA, dem von einer Jury der Kulturbehörde
ausgewählten Entwurf für ein Denkzeichen/Denkmal vor dem Stadthaus, der früheren
Gestapo-Zentrale und jetzigem Luxusquartier in Hamburgs City. Ein in den Gehweg

eingelassenes, verwirrendes Muster soll darauf hinweisen, dass hier etwas nicht stimmt. Aber was sagt das Kunstwerk selbst? Um es gleich zu sagen: Der erste Eindruck täuscht. Aus meiner spontanen Zustimmung wird Skepsis und Kritik. Warum?

Die beiden Künstlerinnen Andrea Knobloch und Ute Vorkoeper erklären zu ihrem Kunstwerk: „... wir haben einen nachdrücklichen Eingriff in die Stadtwirklichkeit vorgeschlagen. Der skulptural-plastische Prozess, das heißt die Zerstörung und anschließende Reparatur des Bürgersteigs vor den Stadthöfen, soll direkt unter den Augen der Öffentlichkeit stattfinden.“ In einem Medienbericht heißt es: „In die buchstäblich freigeschlagenen, unterschiedlich großen Flächen und die sie verbindenden dünneren Adern werden die Künstlerinnen Ute Vorkoeper und Andrea Knobloch eine federnde Tartanfüllung einfügen, wie sie auf Kinderspiel- und Sportplätzen verwendet wird. Die rosa Farbe soll an Haut, Fleisch oder Blut erinnern.“ „Die Farbe soll eine Ahnung von Schmerz transportieren“, sagt Ute Vorkoeper. Als Ergebnis dieser „plastischen Chirurgie“ ist dann eine „fleischfarbene Reparaturspur“ zu sehen und zu begehen. Das fertige Projekt wirke wie ein Stigma für das Haus.

Diese merkwürdige Mixtur von technischen Begriffen (Reparatur, plastische Chirurgie) und körperlich-emotionalen Bildern (Blut, Haut, Fleisch, Schmerz) könnte für sich genommen eher an einen medizinischen Vorgang erinnern, bestätigt im Kontext der NS-Gewalt-Zentrale aber genau das, an was das Denkzeichen am Stadthaus „eigentlich“ kritisch erinnern soll und will: die Vergleichgültigung der Verbrechen und die Glättung der NS-Geschichte bis hin zu ihrer Konsumierbarkeit.

Denn es bleibt nicht beim „Akt der Zerstörung“, der in der Intention der Künstlerinnen symbolisch die verdrängte Vergangenheit wieder hervorholen und die Wiedererinnerung ermöglichen soll. Die Zerstörung wird vielmehr „repariert“ und die verdrängte Vergangenheit durch eine plastische Chirurgie, also Schönheitsoperation, in eine „fleischfarbene Reparaturspur“ verwandelt. Und da wird es fast zynisch und falsch.

Die am Stadthaus vorbeigehenden Menschen gehen über das Blut hinweg, treten auf Haut und Wunden. Und weil sich „haptisch“ ein Gefühl wie auf einer Sportfläche einstellt, wird ihr Schritt ein leichter und federnder. Sie könnten spielerisch von Fläche zu Fläche hüpfen. Nur die, die wissen, worum es geht, und vielleicht eine der Texttafeln gelesen haben, werden das nicht können. Sie müssen versuchen, im Respekt vor den Opfern diese reparierten Wunden nicht zu betreten.

Diese Wirkung ist von den Künstlerinnen natürlich nicht gewollt. Sie schreiben selbst: „Am Beispiel Stadthaus zeigt sich die symptomatische Verdrängung und Ausblendung der NS-Vergangenheit in den ersten Nachkriegsjahren, die auch später, in der weiteren Nutzung als Baubehörde, nur zögerlich abgelegt wurde. (...) Erst mit dem Verkauf an einen Investor entdeckte die Stadt ihr Gewissen und forderte ihm Räume für die lang versäumte Auseinandersetzung mit dem Ort ab. Zur allseitigen Beruhigung wurde die Einrichtung eines Gedenkortes in der ehemaligen NS-Exekutiv-Zentrale beschlossen und dieser Kunstwettbewerb ausgeschrieben.“ Doch warum werden diese klaren Erkenntnisse nicht im Kunstwerk selbst materialisiert, sondern sollen nur in einer Broschüre erscheinen?

Und was sagt es über das Kunstwerk, wenn es allseitig gepriesen wird, vor allem von denjenigen Politikern und Medien, die sich bislang beharrlich gegen die Einrichtung eines Dokumentations- und Gedenkortes wenden? Sie setzen auf Beruhigung und darauf, dass das Thema Nazi-Terrorzentrale aus der Hamburger Konflikt-Agenda gestrichen werden kann.

Damit es nicht dazu kommt, gibt es zwei Möglichkeiten: Es könnte beim ersten Akt des Kunstwerks bleiben, der Zerstörung des luxuriösen Gehweges. Man stelle sich vor, die Aufbrüche im Gehweg würden durch Abgrenzungen gesichert und die Fußgänger würden dadurch am Flanieren gehindert. Das wäre eine sinnvolle Irritation. Die Abgrenzungen könnten mit Hinweisen auf die Täter und die Opfer gestaltet werden und die Verstörung über die Zerstörung aufgeklärt werden. Symbolisch würde sichtbar, dass die Wunden nicht einfach verheilen.

Oder man verzichtet ganz auf die symbolische Aufladung des Kunstwerks, aus Stigma würde ein Sigma, ein einfaches, ausschließlich auf Aufmerksamkeit zielendes Muster auf dem Gehsteig, das den Weg weist zu großen Fenstern und/oder zum Portal des Görtz'schen Palais am Neuen Wall, wo sich der von den Initiativen und der Fachwelt geforderte ausreichend große Dokumentations- und Lernort befinden soll. Den gibt es noch nicht. Noch weigert sich Hamburgs Senat, für die Anmietung einer solchen Fläche das notwendige Geld auszugeben. Wenn es dabei bleiben sollte, kann die Hamburger Kultur- und Erinnerungspolitik stolz vermelden: Kleine Schäden bleiben sichtbar, aber insgesamt ist die Reparatur gelungen. Der bis dahin für 15 Millionen Euro sanierte größte Bismarck Deutschlands kann stolz sein auf seine Hanseaten.